

**Daniel Bogner, Cornelia Mügge (Hg.) (2015).
Natur des Menschen. Brauchen die
Menschenrechte ein Menschenbild?**

**Academic Press Fribourg, Freiburg i. Üe.,
Studien zur Theologischen Ethik Bd. 144, 233 Seiten
ISBN 978-3-7278-1777-9**

Der hier vorgestellte Aufsatzband ist aus einer Tagung im Herbst 2014 an der Universität Fribourg hervorgegangen. Titel und Untertitel weisen bereits auf die Komplexität des darin diskutierten Themas hin. Aus philosophischer, theologischer, juristischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive gehen zwölf Autorinnen und Autoren dem Verhältnis von Menschenbildern und Menschenrechten unter besonderer Berücksichtigung der traditionsreichen Frage von der Natur des Menschen nach. Die Beiträge sind drei Teilen zugeordnet. Die fünf Texte des ersten Teils (Dieter Birnbacher, Simone Zurbuchen, Jan Leichsenring, Friedrich Lohmann, Jean-Claude Wolf) befassen sich aus philosophisch-ethischer Sicht mit den Voraussetzungen, Bedingungen und Grundlagen der Frage nach dem Verhältnis von Menschenbild und Menschenrechten. Die drei Beiträge des zweiten Teils (Peter G. Kirchschräger, Heiner Bielefeldt, Cornelia Mügge) erörtern die Relevanz des Begriffs der menschlichen Natur für eine Politik der Menschenrechte. Im dritten Teil wird das Verhältnis zwischen Menschenbildern und Menschenrechten exemplarisch in vier Praxisfeldern konkretisiert (Markus Zimmermann, Oliver Tolmein, Aurica Nutt, Astrid Kaptijn).

Das Einleitungskapitel (Daniel Bogner) expliziert Thema und Kontext des Sammelbandes. Im Zentrum steht die Frage: «Brauchen die Menschenrechte ein Menschenbild, gar eines, das mit demjenigen vergleichbar ist, welches mit der Vorstellung einer bestimmten Menschennatur für das Naturrecht normativ wurde?» (p. 10). Die Leitfrage versteht sich nicht von selbst, erst recht nicht, wenn sie von einem pragmatischen bzw. entscheidungs- und handlungstheoretischen Standpunkt aus gelesen wird, wie er vor allem in der Medizin- und Bioethik üblich geworden ist. Aus einer bereichsethischen Perspektive erregt das Thema – völlig zu Recht – den Verdacht einer irritierenden Grenzüberschreitung, die den mehr oder weniger hermetisch geschlossenen Raum der Medizin- und Bioethik weit hinter sich lässt. Tatsächlich rufen die Beiträge an vielen Stellen die weitgehend vergessene Tatsache in Erinnerung, dass die Medizin- und Bioethik sowohl ihre Institutionalisierung als auch ihre zentralen Fragestellungen nicht der Medizin und den Biowissenschaften, sondern der Philosophie und mehr noch der Theologie verdanken. Die Herkunftsvergessenheit der zeitgenössischen Bereichsethiken hat zweifellos ihre Kreativität und Reaktionsgeschwindigkeit erhöht, aber ebenso unbestreitbar zur Simplifizierung und Verflachung ethischer Reflexion geführt. Das geschichtsphilosophische Bonmot von Odo Marquard

«Zukunft braucht Herkunft» gilt eben auch für die wissenschaftlich seriöse Theoriebildung und -anwendung. In dieser Hinsicht eröffnen die Texte des Bandes nicht nur viele erhellende und bedenkenswerte Einsichten. Darüber hinaus gelingt es den Autorinnen und Autoren in zum Teil verblüffender Weise, die Aktualität selbst antiker und mittelalterlicher Naturrechtstraditionen für die gegenwärtigen politischen und ethischen Herausforderungen zu plausibilisieren. Das Ganze geschieht durchweg in einer Sprache und einem Stil, der der eigenen Neugierde durchaus förderlich ist. Das Konzept und die Beiträge des Bandes eignen sich deshalb in vorzüglicher Weise als eine Art Selbsttest für ein ethisch interessiertes und involviertes Publikum: Welche Macht- und Herrschaftsmechanismen stehen etwa hinter den Wissenschaftsverständnissen respektive haben sie hervorgebracht, die den Spital- und Forschungsalltag, die politische Regulierung und Forschungsförderung oder die forschungs- und gesundheitspolitischen Zielsetzungen in der Schweiz prägen? Dazu gehört wesentlich die Frage, warum über die Natur des Menschen so nachgedacht wird, wie sie in den genannten Strukturen, Institutionen und Prozessen – in der Regel stillschweigend – vorausgesetzt wird. Das Nachdenken darüber ist unbequem, aber weitaus angenehmer als manche Folgen, die damit vermieden werden könnten.

Frank Mathwig, Bern

**Lydia Dugdale (Ed.) (2015). Dying in the
Twenty-first Century. Toward a New Ethical
Framework for the Art of Dying Well**

**MIT-Press, Cambridge, London, 205 pages
ISBN 978-0262-02912-4**

Das doppelte berufliche Engagement der US-amerikanischen Herausgeberin – sie ist zum einen Professorin für Innere Medizin und zum andern Kodirektorin des Programms für biomedizinische Ethik an der Yale School of Medicine – spiegelt ein wesentliches Anliegen des zu besprechenden Sammelbandes wider: Es geht Lydia Dugdale darum, Beobachtungen aus der klinischen Praxis mit philosophisch- und theologisch-ethischen Überlegungen zusammenzuführen. Ihr ambitiöses Ziel besteht darin, einen neuen ethischen Ansatz zu entwerfen, der dazu beitragen kann, dass Menschen im 21. Jahrhundert gut sterben. Bereits in ihrem Einleitungsbeitrag («Dying, a Lost Art») macht sie deutlich, dass für sie das «gute Sterben» auf enge Weise mit dem «guten Leben» verknüpft ist und dass wir in dieser Hinsicht heute von Menschen anderer Generationen einiges lernen können. Attraktiv ist, dass sie eine pluralismustaugliche Bioethik entwerfen will, die sich nicht scheut, von spezifischen historischen Erfahrungen sowie von partikularen philosophischen und theologischen Traditionen zu lernen.

Der Band besteht aus drei Teilen, wobei die elf Texte von grösstenteils sehr bekannten Ethikerinnen und Ethikern stammen, darunter Daniel Callahan, John Lantos, Daniel Sulmasy und Lisa S. Cahill. Im ersten Teil werden Vorüberlegungen geboten, die nötig sind, um in einer pluralistischen Gesellschaft wie den USA an ältere Quellen der Sterbekunst anknüpfen zu können: Endlichkeit, das gute Sterben, Hospiz- und Palliativmedizin sind hier die Themen. Im zweiten Teil geht es um die «Substanz» der neuen Sterbekunst: um Rituale, spirituelle Vorbereitung und um Aufgaben, die nur von einer Gemeinschaft («Community») übernommen werden können. Im dritten Teil werden einige Sonder-situationen beleuchtet: das Sterben von Kindern, von Menschen mit Demenz und das Sterben infolge von AIDS. Sehr erfreulich ist, dass die Autorinnen und Autoren wechselseitig aufeinander Bezug nehmen und dass die Herausgeberin einen abschliessenden Beitrag schreibt, in welchem sie einzelne Überlegungen aus dem Sammelband in einen grösseren Rahmen einordnet.

Das Buch hat mehrere Highlights zu bieten, beispielsweise einzelne Sätze im Beitrag von Bishop Jeffrey P. zur Endlichkeit: «This paradox – the fact, that our finitude both takes meaning away from us and tells us what we find meaningful and valuable – is at the heart of the human condition» (p. 21). Oder: «We humans are able to overcome aspects of our finitude through the care of others» (p. 25). Stephen R. Lantham entwickelt auf der Basis von Werte-Überlegungen ein Konzept vom guten Sterben, das unabhängig von Kulturen und Zeiten und in der Beschäftigung mit dem medikalisierten Sterben heute als Orientierung dienen kann: Zentral ist seine Unterscheidung zwischen Basiswerten und hochstehenden Werten, die sich auf unterschiedliche menschliche Bedürfnisse beziehen; während die Einlösung von Basiswerten wie das Lindern von Schmerzen eine Bedingung für ein gutes Sterben darstellt, dieses aber in der Regel noch nicht ermöglicht, kann über die Sicherung hoher Werte wie Liebe oder persönliche Reifung ein gutes Sterben ermöglicht werden. Inspirierend sind auch die Beiträge zur Rolle der Gemeinschaft, zum Sterben der Kinder und der inzwischen bereits historische Rückblick auf das Sterben von jungen AIDS-Patientinnen und -Patienten.

Der Sammelband ist eine Auslegeordnung, bietet viele Einzelideen, daneben vertiefende Überlegungen. In ihrem Ausblick betont die Herausgeberin zwei wesentliche Aspekte auf der Suche nach einer neuen Sterbekunst: Die Anerkennung von Endlichkeit und die Bedeutung von Gemeinschaft. Spannend ist, dass sie im Hinblick auf Gemeinschaft auch Angehörige der Behandlungsteams im Blick hat: Sterbende könnten in gewisser Weise auch Mitglieder ihrer Community werden. Die Lektüre ist ein Vergnügen und sehr zu empfehlen.

Markus Zimmermann, Fribourg

Sheila Jasanoff (Ed.) (2011). Reframing Rights. Bioconstitutionalism in the Genetic Age

**The MIT Press. Cambridge, Mass., 320 pages
ISBN 978-0-2620-1595-0**

Notre compréhension de qu'est-ce que la vie, où elle commence et quand elle finit, a une influence profonde sur la structure politique et sociale de notre société. Avec la découverte de la composition de l'ADN dans les années 50, la vie a acquis un caractère textuel et mesurable. Depuis, les permutations et mutations des lettres A, T, C and G ont fait l'objet d'une attention sans précédents non seulement en biologie et médecine, mais également en droit et sociologie.

Dans cette récolte de textes, les auteurs reprennent le concept de co-production – développé par Jasanoff (*States of knowledge*, 2004) – pour démontrer comment lois, éthique et biotechnologies co-évoluent et redessinent constamment les rapports liant l'Etat et ses citoyens. Si l'on considère, comme Hart (1961), que le devoir de l'Etat est de protéger la vie de ses sujets, l'on comprend facilement pourquoi l'avènement des tests génétiques, des techniques de séquençage et de manipulation du génome ont produit, chacun, des révolutions. Dans ce livre, des tournants bioconstitutionnels sont définis comme des moments dans lesquels il devient nécessaire de repenser les lois constitutives de la société qu'elles visent à réguler. Les analyses du contexte historique et les comparaisons internationales illustrées éclairent aussi le caractère contingent et civique des épistémologies qui sous-tendent un changement de la Constitution.

En matière d'éthique, ce livre démontre comment les principes que l'on retient comme étant universaux doivent aussi être constamment repensés sous la pression de nouvelles découvertes et définitions de la vie. Ces dernières influencent profondément les ontologies et épistémologies exploitées par notre société et déterminent par conséquent les principes éthiques qui la gouvernent et leur balance. Deux chapitres sont particulièrement édifiants à ce sujet. Dans le chapitre 3, Jasanoff illustre pourquoi les embryons et leurs dérivés ont été traités différemment dans les délibérations des comités nationaux de bioéthiques des Etats-Unis, Royaume-Uni et Allemagne. A ce propos, l'auteur qualifie les discussions qui ont accompagné la définition des droits des cellules souches de «chirurgie ontologique». Dans le chapitre 4, G. Testa explore la ligne qui sépare le fait scientifique de la valeur morale dans la définition de la vie. Pour ce faire, il examine comment la définition de la vie se construit au travers des pratiques d'institutions scientifiques et juridiques au Royaume-Uni, en Italie et aux Etats-Unis, déterminant en conséquence qu'est-ce que l'on entend par «bien commun».

La lecture de ce livre pourrait être utile à toute personne concernée par la réglementation des biotechno-

logies. Il s'agit également d'une lecture captivante pour toute personne impliquée dans les révisions ou ordonnances des lois sur les analyses génétiques humaines, la recherche sur l'être humain ou les denrées alimentaires. En illustrant par des exemples pratiques les liens entre ontologie, épistémologie et droit, ce livre encourage en effet une analyse critique des postures, règles et pratiques considérées comme acquises dans la recherche clinique ou fondamentale en génétique.

Francesca Bosisio, Cambridge

Johann A.R. Roduit (2016). The Case for Perfection. Ethics in the Age of Human Enhancement

**Peter Lang Edition, New York, 130 pages
ISBN 978-3-6316-7150-4**

Johann Roduit, du Centre des humanités médicales de l'Institut d'éthique biomédicale de Zurich, est fort actif dans le domaine bioéthique. «The Case for Perfection» est issu de sa récente thèse de Ph.D. D'abord, il relève qu'il y a plusieurs définitions de «enhancement»: au sens d'une intervention du registre médical qui tend à améliorer un trait existant sans qu'il y ait là une dimension de thérapie (par exemple chirurgie cosmétique); au sens d'addition d'une ou des caractéristiques désirables nouvelles (vision quantitative); au sens de changement qualitatif. Cette dernière est celle qu'il adopte – dans cette acception, le traitement d'une maladie peut être vu comme un «enhancement». Etant entendu qu'une question majeure est «amélioration, mais de quel point de vue, en fonction de quoi?». Il argumente qu'il est inévitable de considérer la notion de perfection dans ce débat, en distingue différentes conceptions et estime que ladite conception doit satisfaire à plusieurs critères objectifs, dans une optique pluraliste, sans avoir une vision fixée de ce que «être humain» devrait

signifier. Dans la réflexion, l'image d'un idéal humain devient un point de référence à considérer aux côtés de notions comme l'autonomie, la justice ou la sécurité. Roduit expose les opinions des bio-éthico-conservateurs, comme celles des bio-éthico-libéraux, avec entre autres l'objectif de distinguer ce qui sera(it) amélioration vraie de celle qui serait malvenue/indésirable (*dis-enhancement*). Sa thèse est que la «capabilities approach» de la philosophe américaine Martha Nussbaum, spécialiste du développement et de l'éthique qui a travaillé avec Amartya Sen, et qui définit dix capacités centrales de la personne, est un bon instrument de travail. Pour être moralement acceptable, l'amélioration de l'humain doit maximiser ces capacités centrales, de manière holistique et harmonieuse. Tout en incluant des garde-fous assurant qu'une amélioration donnée représente un réel progrès et ne court pas le risque d'une évolution vers le sous-humain. Ici apparaît une éventualité délicate: «Théoriquement, on peut imaginer des circonstances dans lesquelles une diminution de l'intelligence pourrait être vue comme une amélioration [admissible], alors que dans d'autres situations cela serait inacceptable» (p. 36) (l'auteur ne détaille pas la description d'une telle éventualité).

On peut savoir gré à Roduit de mener une réflexion approfondie sur ce sujet, en s'efforçant de tirer des conclusions équilibrées. «J'ai présenté deux visions: l'une non idéaliste, comparative et rétrospective, l'autre prospective, orientée vers un ou des buts idéaux. A mon avis il faut adopter une approche globale dans laquelle ces deux visions jouent un rôle essentiel» (p. 83). Son texte est de nature académique, logiquement puisque issu de sa thèse, et il n'échappe pas à certaines répétitions. Mais il retiendra l'attention des éthiciens comme de toute personne intéressée par des enjeux complexes très actuels.

Jean Martin, Echallens